



Irgendwann muss Schluss sein mit „Hotel Mama“, doch die Startbedingungen ins eigene Leben sind oft schwierig

Foto: Gerd Altmann, pixelio.de

Hinter „Hotel Mama“ steckt auch ein neues Eltern-Kind-Verhältnis

Der Nesthocker – der wahre Familienmensch?

Die eigene Wohnung gehört zum Bild eines erfolgreichen, eigenbestimmten Lebensstils. Wir kennen die mahnende Frage einer schwedischen Möbelkette: „Wohnst du noch oder lebst du schon?“ Für junge Erwachsene mag analog gelten: „Wohnst du noch mit deinen Eltern zusammen oder lebst du schon?“ Zudem deutet die Verwendung von Begriffen wie „Hotel Mama“ oder „Nesthocker“ darauf hin, dass eine längere Verweildauer im elterlichen Haushalt negativ konnotiert ist.

Der folgende Beitrag fokussiert auf die Frage, wie es zu diesem Negativimage kommt, wie sich die Situation im Vergleich zu den letzten 30 bis 40 Jahren darstellt und welche kulturellen Unterschiede es gibt.

Zahlen für Deutschland

Für einen zeitlichen Vergleich liegen Daten aus den Jahren 1978 und 2008 vor: Demnach lebten damals noch 53 Prozent der 18- bis 26-Jährigen im Elternhaushalt, im Jahr 2008 waren es etwas mehr, nämlich 56 Prozent (Statistisches Bundesamt 2010). Auffallend – und das gilt übrigens international – ist der Geschlechterunterschied, denn Söhne leben (dem Vorurteil entsprechend) häufiger bei den Eltern als Töchter: Während 2008 etwa zwei Drittel der Männer noch bei den Eltern wohnten (63 Prozent), sind es unter den Frauen „nur“ 47 Prozent. Doch dieser Geschlechterunterschied hat sich innerhalb der letzten drei Jahrzehnte verringert, Frauen verweilen nun auch häufiger länger im Elternhaushalt. In dieser Altersgruppe ist die Anzahl der Nesthocker etwas gestiegen, einen wirklich großen Sprung bedeutet dies aber nicht. Es scheint so zu sein, dass vor allem die älteren Nesthocker ein historisch neues Phänomen sind. Neuere Daten aus Österreich legen diese Vermutung nahe: Zwischen 1971 und 2009 stieg etwa der Anteil der 25- bis 29-jährigen Söhne im Elternhaushalt von 21 Prozent

auf 39 Prozent (Geserick 2011). Auch wenn dieser Trend gleichfalls für Deutschland zu vermuten ist, liegen die Werte generell niedriger, was sich durch ausgeprägte Länderunterschiede erklären lässt.

Der internationale Vergleich

Einen genaueren Blick in diese Unterschiede erlauben die Daten des Generations and Gender Survey (GGG). Entlang von neun Ländern zeigt sich ein Ost-West-Gefälle: Demnach lebt man besonders häufig in Ge-

orgien bei den Eltern. Am anderen Ende der Statistik findet sich die Niederlande (Alter jeweils 25 bis 29 Jahre). Deutschland zeigt im Referenzjahr 2005 (z. B. im Unterschied zu Österreich) vergleichsweise niedrige Zahlen von „Nesthockern“: 9 Prozent der Männer und 4 Prozent der Frauen leben mit den Eltern im gemeinsamen Haushalt (siehe Abbildung). Für alle Länder zeigt sich jedoch ein einheitlich ausgeprägter Geschlechterunterschied: Fast überall leben Söhne zwischen 25 bis 29 Jahren doppelt so häufig bei den Eltern wie Töchter, darunter auch in Deutschland.

Der Auszug als Entwicklungsaufgabe

Das lange Verweilen im Elternhaus ist gesellschaftlich negativ konnotiert. Das mag vor allem damit zusammenhängen,

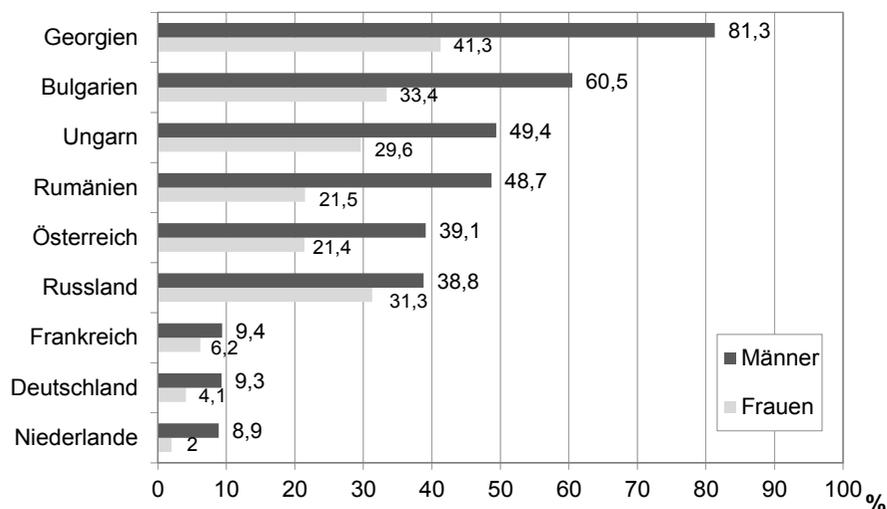


Abbildung: Anteil der 25- bis 29-Jährigen, die im Elternhaus leben, Ländervergleich
Quelle: Geserick 2011: 31 (GGG-Daten; je nach Land aus 2003-2009)

dass die eigene Haushaltsgründung zu den sogenannten Entwicklungsaufgaben gehört, die ältere Jugendliche im Übergang zum Erwachsensein zu bewältigen haben. Etwa ab dem 20. Lebensjahr werden Berufswahl, Partnersuche und ökonomische Selbstständigkeit sowie schließlich die räumliche Ablösung vom Elternhaus relevant. Häufig ist das die letzte Statuspassage, die durchlaufen wird, und deshalb ein markanter Anzeiger für einen erfolgreichen Übergang. Wer ihn nicht vollzieht, gilt leicht als unselbständig oder „irgendwie steckengeblieben“ in der Entwicklung. Die negative Assoziation zum „Nesthockertum“ ist dabei als typisch europäisches Phänomen bezeichnet worden (Dey & Morris 1999). Die frühe Selbstständigkeit hat in diesem Kulturkreis einen hohen Wert. Eine wertvolle elterliche Unterstützung mag deshalb auch einschließen, dass man den eigenen Kindern den Auszug ans Herz legt.

Warum immer später?

Doch wie kommt es eigentlich, dass immer mehr junge Erwachsene bei ihren Eltern wohnen bleiben? Als Schlüsselbegriff zur Erklärung gilt in der Lebenslauforschung die „Entkoppelung der biografischen Statuspassagen“, die seit den 1960er Jahren zu beobachten ist. Der Begriff meint, dass zentrale biografische Ereignisse im Lebenslauf weniger eng beieinanderliegen und sich außerdem in spätere Lebensjahre ausdehnen. Das gilt für den Ausbildungsabschluss, die erste Berufstätigkeit, Heirat, Elternschaft – und eben auch den Auszug aus dem Elternhaus. Wo früher dem Abschied aus dem Elternhaus oft unmittelbar die Heirat folgte, diese wiederum zeitlich zusammenfiel mit der partnerschaftlichen Haushaltsgründung und bald darauf ein erstes Kind geboren wurde, sind die Lebenswege heute vielfältiger und ausgedehnter. Dies schließt ein, dass viele Jugendliche längere Ausbildungszeiten durchlaufen, und – obwohl sie in einer festen Partnerschaft leben – mitunter bis Mitte 20 bei ihren Eltern wohnen. Heirat (falls geplant) und Familiengründung (falls überhaupt) werden auf spätere Lebensjahre verschoben. Dazu eine Zahl aus dem Familienkontext: Frauen werden heute mit durchschnittlich 29 Jahren zum ersten Mal Mutter, in den 1960er Jahren waren sie knapp 25 Jahre alt.

Auch reversible Prozesse sind heute verstärkt zu beobachten. Dazu gehört beispielsweise die Rückkehr ins Elternhaus bereits ausgezogener Kinder. Dieses Phänomen ist als „Bumerang-Effekt“ bekannt. Die Soziologie diskutiert diesbezüglich v. a. ökonomische Gründe: Bis junge Erwachsene heute beruflich und damit wirtschaftlich auf eigenen Beinen stehen, durchlaufen sie möglicherweise Phasen mit unsicheren Jobverhältnissen; man denke an den Begriff der „Generation



Marlon (9):

*Ich wohne in München in einer schönen Wohnung in einem Haus mit drei Stockwerken. Wir haben einen Garten und eine große Terrasse. Toll wäre, wenn ich ein größeres Zimmer hätte, denn meins ist das kleinste von allen.**

Praktikum“. Zudem wird Wohnraum teurer, wobei gleichzeitig der Wohnraum der Eltern gemeinhin größer ist als vor ein paar Jahrzehnten. Ein Zusammenwohnen ist ökonomisch sinnvoll.

Potenzielle Effekte eines Auszugs

Dass auch die jungen Erwachsenen ökonomisch denken, zeigt die oben erwähnte GGS-Studie, die 2008/2009 Daten für Österreich analysierte. Hier sollten Befragte, die im Alter von 18 bis 45 Jahren noch bei den Eltern wohnten, angeben, wie ein möglicher Auszug ihre Lebenssituation verändern würde. Die Befragten meinten, dass sich ihre finanzielle Situation „schlechter“ (54 Prozent) oder sogar „viel schlechter“ (5 Prozent) gestalten würde, sollten sie ausziehen. Umgekehrt werden positive Effekte im Bereich der Autonomie und des Sexuallebens erwartet: Hier rechnen 46 Prozent (Autonomie) bzw. 40 Prozent (Sexualleben) mit einer „(viel) besseren“ Situation. Zwar wird also ein potenzieller Auszug mit emotionalen Vorteilen verknüpft, diese könnten aber die finanziellen Abstriche nicht ausgleichen, so der Tenor unter den Befragten.

bleibt die Erkenntnis, dass das intergenerationale Zusammenwohnen auch Positives hervorbringt: In wirtschaftlich unsicheren

Zeiten bietet das elterliche Wohnhaus soziale Sicherheit und ist Ausdruck einer Generationensolidarität, die oft als fehlend beklagt wird. Außerdem zeugt die Bereitschaft des Zusammenwohnens von einem Eltern-Kind-Verhältnis, das heute grundsätzlich weniger von Hierarchien geprägt und stattdessen emotionaler und entspannter ist, so die gängigen Erklärungsansätze der Familiensoziologie. Denkbare ist auch, dass erwachsene Kinder ihren Eltern altersbedingte Betreuung oder sogar Pflege zukommen lassen – eine bislang viel zu wenig berücksichtigte Variable. Mit frischem Blick betrachtet findet sich im gemeinsamen „Nest“ von Eltern und ihren erwachsenen Kindern also durchaus auch Positives.

Christine Geserick
Universität Wien, Österreichisches Institut
für Familienforschung

Quellen

- Dey, Ian; Morris, Sue (1999): Parental Support for Young Adults in Europe. In: Children and Youth Services Review, Jg. 21, H. 11/12, S. 915–935.
- Geserick, Christine (2011): Ablösung vom Elternhaus. Ergebnisse aus dem Generations and Gender Survey (GGS) 2008/09. ÖIF Working Paper Nr. 76.
- Iacovou, Maria (2002): Regional Differences in the Transition to Adulthood. In: The Annals of the American Academy of Political and Social Science, Jg. 580, H. 1, S. 40–69.
- Statistisches Bundesamt (2010): Frauen und Männer in verschiedenen Lebensphasen



Immer ein Bett frei, mittlerweile gibt es auch einen Trend zum Wiedereinzug in die elterliche Wohnung

* O-Töne von Kindern und Jugendlichen aus dem Musischen Zentrum zu ihrer aktuellen Wohnsituation und Wünschen für die Zukunft

Wohnst du noch oder lebst du schon?

Azubis im Münchner Mietwahnsinn

Jung, selbständig und möglichst flexibel müssen die Auszubildenden und Berufseinsteiger/innen sein, sollen sie auf dem schwer umkämpften Arbeitsmarkt eine Chance haben. Die meisten jungen Menschen erfüllen diesen Anspruch durchaus. Das belegen u. a. Zahlen des aktuellen Berufsbildungsberichts und des Bundesinstituts für Berufsbildung.

Jugendliche sind durchaus bereit, für ihre Ausbildung, den begehrten Studienplatz oder einen attraktiven Job in eine andere Stadt zu ziehen, teilweise weit weg von ihrer Heimat. In München ist dies besonders gut zu beobachten: Die Stadt prosperiert und wächst. Laut einer Studie der Beratungsfirma Prognos vom November 2010 ist der hiesige Wirtschaftsraum hinsichtlich seiner Zukunftsperspektiven für junge Menschen wirtschaftlich stark und in stabiler Verfassung. Eine relativ niedrige Arbeitslosenquote, vergleichsweise gute Ausbildungsbedingungen und eine sehr hohe Lebensqualität zeichnen München und sein Umland aus. München ist eine Stadt, die für junge Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer attraktiv ist. Nur wie lange noch?

Wer kann sich das noch leisten?

Besonders junge Menschen haben es zunehmend schwerer, auf dem Münchner Mietmarkt Fuß zu fassen. Für Auszubildende, Student/inn/en und junge Berufseinsteiger/innen ist es äußerst schwierig, selbständig wohnen und leben zu können. Die angeblich lebenswerteste Stadt Deutschlands führt seit Langem die Mietstatistiken an; bezahlbarer und angemessener Wohnraum ist zur Mangelware geworden. Der durchschnittliche Mietpreis sprengt in München einen Rekord nach dem anderen. Durchschnittlich 400 bis 500 Euro sind momentan für eine 1-Zimmer-Wohnung zu bezahlen.

Da bleibt von der monatlichen Ausbildungsvergütung oder dem Lohn nicht viel übrig. Die Folge: Jugendliche und junge Erwachsene sind zunehmend von Armut bedroht. Die Gründe hierfür liegen in der weiter steigenden Zahl prekärer Beschäftigungsverhältnisse und schlecht bezahlter Praktika sowie in niedrigen Gehältern und Auszubildendenvergütungen.

Höhere Wohnkosten – gleiches Gehalt

Auszubildende verdienen in München nicht mehr als in anderen Regionen Deutschlands. 2010 waren das durchschnittlich 679 Euro brutto im Monat. Je nach Branche und Beruf kann das Gehalt auch deutlich darunter liegen. Laut Bundesinstitut für Berufsbildung verdiente zum Beispiel ein/e Auszubildende/r

im Beruf Maler/Lackierer durchschnittlich 421 Euro im Monat – als Bäcker 500 Euro.

Auszubildende in München waren 2010 durchschnittlich 19,55 Jahre alt. Sie leben am liebsten in den eigenen vier Wänden. Das geht aus der Studie „Ausbildung und Leben in München 2010“ des Referats für Arbeit und Wirtschaft hervor. Auch die Studie des Instituts InWis Forschung & Beratung GmbH belegt das. Anspruch und Realität klaffen jedoch weit auseinander, denn die Zahl bezahlbarer 1-Zimmer-Wohnungen in München ist begrenzt. Nur 1,2 Prozent der hier angebotenen Wohnungen kommen überhaupt für Auszubildende in Frage. Sie stehen dabei in unmittelbarer Konkurrenz zu zahlungskräftigeren Bewerbern und Bewerberinnen mit mehr „Wohnerfahrung und langfristigeren Perspektiven“, wie es im Sprachgebrauch der Vermieter heißt. Azubis zählen also nicht unbedingt zu den bevorzugten Zielgruppen der Wohnungseigentümer/innen.



Mietpreise in München, da kann man leicht auf den Gedanken kommen, lieber im Zelt zu leben

Foto: Studie DGB Jugend

Selbständig wollen junge Menschen sein – und flexibel. Wie kann das aber ohne Wohnraum funktionieren? Führt der Mangel an bezahlbarem und angemessenem Wohnraum nicht zwangsläufig dazu, dass die Motivation zum Arbeiten und Lernen schwindet? Wie kann die Wohnsituation von Auszubildenden in München verbessert werden? So lauteten die zentralen Fragestellungen einer Studie, die die DGB-Jugend in München in Auftrag gegeben hatte. Fragen, mit denen sich letztlich auch die Münchner Stadt- und Regionalgesellschaft auseinandersetzen muss.

Die Studie, durchgeführt durch die InWis Forschung und Beratung GmbH unter der Leitung von Sonja Borchard, wurde im März 2011 der Öffentlichkeit vorgestellt. Sie beleuchtet die aktuelle Wohnsituation von Auszubildenden in München und zeigt daneben



Lorena (8):

Ich wohne in einer Wohnung und habe ein eigenes Zimmer, meine ältere Schwester auch, und meine Mama schläft im Wohnzimmer. Ich würde gern am Meer wohnen, zum Beispiel in Kroatien, denn da bin ich immer in den Sommerferien. Da find ich es schön. Ich stelle mir das so vor: Wir haben ein Haus und jeder hat ein eigenes Zimmer – und in der Früh gehen wir immer zum Bäcker.

Best-Practice-Beispiele anderer Kommunen, die für München zu Handlungsoptionen werden können.

Vermieter zeigen kaum Flexibilität

„Azubis nehmen am starken Münchner Wohnungsmarkt eine besonders schwache Position ein“, kritisiert Borchard. Während die Arbeitgeber Flexibilität und Mobilität erwarteten, fürchten Vermieter die Fluktuation. Zudem könnten sich viele junge Mieter Kautions- und Provision nicht leisten. Problematisch und schwer kalkulierbar seien zudem die steigenden Betriebskosten. Preiswerter Wohnraum und günstige Lage schließen sich in München praktisch aus. Deshalb schlugen Borchard und ihr Forscherteam vor, Wohnungsgesellschaften bzw. Genossenschaften für die Situation der Azubis zu sensibilisieren. Wichtig wäre ihrer Ansicht nach, dass nicht ausschließlich kommerzielle Wohnungsunternehmen und Wohnheimanbieter neue Konzepte entwickelten, sondern darüber hinaus die Arbeitgeber, Industrie- und Handelskammern sowie die Handwerkskammern einbezogen würden. Ein Kompromiss könnte das Vorhalten eines Wohnraum-Kontingentes für die Nachfragergruppe der Auszubildenden sein. Abgesehen davon „... brauchen Münchner Azubis mehr Geld“, so Borchard.

Auszubildende sind bislang eine vernachlässigte und von Vermietern meist ungeliebte Zielgruppe. Sie müssen jedoch endlich als „gute Mieter“ erkannt werden, denn das ist für München und für die lokale/regionale Wirtschaft unerlässlich. „Will man die Attraktivität Münchens erhalten, muss man jetzt reagieren“, fordert auch DGB-Jugendsekretärin und KJR-Vorstandsmitglied Katharina Joho. Es bleibt zu hoffen, dass die DGB-Studie Anregungen für die notwendigen Diskussionen liefert und endlich auf den dringenden Bedarf nach bezahlbarem Wohnraum reagiert wird. Die Studie der DGB-Jugend gibt es unter www.dgb-jugend-muenchen.de.

Tanja Wirth,
Öffentlichkeitsarbeit, KJR

Wohnen als politischer Schwerpunkt im KJR

Platz da ... für jungen Wohnraum in München!

Bezahlbarer Wohnraum ist in München die dringendste soziale Frage. Wo Mieten von über 13 Euro pro Quadratmeter Alltag geworden sind, fällt es Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen zunehmend schwer, zu annehmbaren Konditionen leben zu können. Durch weiter steigende Immobilienpreise werden Neubauprojekte von Investoren vornehmlich dazu genutzt, lukrative Kapitalanlagen zu schaffen.

Diese dramatische Ausgangslage spitzt sich besonders für Bevölkerungsgruppen zu, die über ein geringes Einkommen verfügen: kinderreiche Familien, Rentnerinnen und Rentner, aber auch junge Menschen in Schule, Ausbildung und Studium. Von Letztgenannten werden gleichzeitig Flexibilität, Selbständigkeit und hohe Motivation erwartet. Führt sie ihr Weg aber nach München, trifft sie die soziale Härte des hiesigen Wohnungsmarktes mit voller Wucht.

Kaum Besserung in Sicht

Durchschnittlich 400 bis 500 Euro muss man in der Isar-Metropole für eine 1-Zimmer-Wohnung oder ein WG-Zimmer bezahlen (siehe dazu auch Artikel Seite 12). Von Ausbildungsvergütung, Bafög oder dem Lohn bleibt so nicht viel übrig. Zwar hat der Münchner Stadtrat im Februar mit „Wohnen in München V“ das bis dato größte Wohnungsbauprogramm der Bundesrepublik aufgelegt, darin finden sich jedoch nur erste zaghafte Ansätze, die die beschriebene prekäre Wohnsituation von jungen Menschen explizit in den Blick nehmen.

An dieser Stelle wird der Kreisjugendring München-Stadt (KJR) als Interessenvertretung aller jungen Menschen in der Stadt aktiv. Anlässlich der aktuellen Debatte über die kommunale Wohnungspolitik soll auf die Probleme Heranwachsender aufmerksam gemacht werden und sollen Anregungen für den Diskussionsprozess verschiedener Akteure und politischer Ebenen in der Stadtgesellschaft gegeben werden.

Junge Menschen dürfen auf dem Wohnungsmarkt nicht länger benachteiligt werden. Vielmehr müssen sie als eine wichtige Zielgruppe kommunaler Wohnungsbauförderung wahrgenommen werden.

Wohnen auf der politischen Agenda

Die Vollversammlung des KJR folgte aus diesem Grund während ihrer Herbstvollversammlung 2011 einstimmig dem Antrag „Platz da! Für jungen Wohnraum in München“, der folgende Forderungen umfasst:

1. Münchner Unternehmen sollen Werks-



Es muss nicht die Schloßallee sein, bezahlbar muss „junger Wohnraum“ vor allem sein

Foto: Thomas Max Müller, pixelio.de

wohnungen für bei ihnen beschäftigte Auszubildende, Studierende und junge Berufseinsteiger/innen vorhalten und falls nötig bauen.

2. Die Landeshauptstadt München soll junge Menschen als besonders unterstützungswürdige Zielgruppe beim geförderten Wohnungsbau berücksichtigen.
3. Die Landeshauptstadt München soll bei der Entwicklung von Neubaugebieten im Zuge der Bauleitplanung die Bauträgerfirmen zur Schaffung von jugendgerechtem Wohnraum (Wohnheimplätze, 1-Zimmer-Wohnungen, etc.) verpflichten und eine zentrale Stelle für die Vermittlung von privatem und öffentlichem Wohnraum an junge Menschen einrichten. Außerdem sollen neue Konzepte zur alternativen Wohnraumgewinnung und Wohnraumvermittlung erstellt werden.
4. Der Freistaat Bayern soll bedarfsgerecht Wohnheimplätze für Studierende schaffen.
5. Der Freistaat Bayern soll die gesetzlichen Grundlagen für den Erlass von Erhaltungssatzungen auf kommunaler Ebene schaffen, um die Umwandlung von Mietwohnungen in luxussanierte Eigentumswohnungen zu stoppen.

6. Der Vorstand des KJR soll im Jahr 2012 unter dem Label „Platz da: Zimmer frei für junge Menschen!“ gemeinsam mit geeigneten Kooperationspartnern eine Kampagne durchführen, die für die Problematik sensibilisiert und bei Münchner Vermieter/inne/n für eine stärkere Berücksichtigung junger Mieterinnen und Mieter wirbt.
7. Der Vorstand des KJR soll in seiner Eigenschaft als Träger öffentlicher Belange bei seinen Stellungnahmen zur kommunalen Bauleitplanung die prekäre Wohnsituation junger Menschen in München berücksichtigen und deren Verbesserung gegenüber der Landeshauptstadt München aktiv einfordern.
8. Die Bundesregierung soll wieder Zuschüsse für die Wohnraumbeschaffung und Wohnraumerneuerung gewähren.

Ohne mutige Visionen wird es nicht gehen

Seit diesem Beschluss ist bereits einiges passiert. Das Thema Wohnen ist unter dem Schlagwort „Platz da!“ Schwerpunktthema der politischen Arbeit im KJR und wurde in den Jahreszielen für 2012 verankert. Der Vorstand hat zu Beginn des Jahres die an die Landeshauptstadt München gerichteten Forderungen in seinen Gesprächen mit den Stadtratsfraktionen vorgebracht. Außerdem werden Briefe an politische Entscheidungsträger auf Landes- und Bundesebene geschrieben.

Zusätzlich soll in den kommenden Wochen der Kontakt und der fachliche Austausch mit städtischen Wohnbaugesellschaften und



Luca (8):

Ich wohne ganz normal in einer Wohnung mit einem Zimmer für mich allein. Am meisten mag ich mein Bett und mein Radio. Ich bin ganz zufrieden, deshalb wünsche ich mir nichts Besonderes.

Genossenschaften, Wohnheimträgern und Mieterinitiativen vertieft werden. Ferner soll über das gemeinsam mit der DGB-Jugend verantwortete Projekt „azuro“ eine Wohnraumbörse eingerichtet werden. Im Rahmen der neuen hochschulpolitischen Plattform des KJR „Zukunftswerkstatt Hochschule“ wird am 26. April 2012 eine Veranstaltung mit Studierenden zu deren Wohnsituation in der Münchner Studentenstadt durchgeführt (Infos: www.facebook.com/zukunftswerkstatt.hochschule).

Wie können geeignete Wohnformen für junge Menschen in München überhaupt aussehen? Schließlich geht es nicht nur darum, ein Dach über dem Kopf zu haben,



Eva (13):

Ich wohne in einer zweistöckigen Wohnung in einem Altbau in der Innenstadt. Aber ich habe ein kleineres Zimmer als meine Freundin. Deshalb hätte ich gern ein größeres – am besten in einer Villa am Strand mit einer riesigen Küche und großer Gefriertruhe. Natürlich braucht die Villa auch einen Reitstall und einen begehbaren Kleiderschrank.

sondern in Wohnungen leben zu können, die jugendgemäßen Wünschen und Bedürfnissen entsprechen. Zu diesen Fragen erarbeitet

der Kreisjugendring in Kooperation mit dem Münchner Forum derzeit eine Fachveranstaltung.

Im Moment zwar noch eine Vision: Was spräche für oder gegen die Gründung einer eigenen Genossenschaft „Junges Wohnen in München“? Der Vorschlag steckt noch in den Kinderschuhen und bedarf zunächst der Klärung grundsätzlicher Fragen. Doch steter Tropfen höhlt bekanntlich den Stein. In jedem Fall ist dieses Thema aktuell in der kommunalen Öffentlichkeit gesetzt. Also packen wir's gemeinsam an!

Markus Schön,
Stellvertretender KJR-Vorsitzender



Der KJR hat das Thema Wohnen auf seiner politischen Agenda, damit dieses Schild künftig öfter zu lesen ist

Foto: Gabi Schoenemann, pixelio.de

Wohn- und Lebensentwürfe junger Menschen in München

Mein Haus, mein Bauwagen, meine Notunterkunft

Mit der Frage danach, welche Wohn- und Lebenssituation für Kinder und Jugendliche wohl die einzig gute und richtige sei, verhält es sich ein bisschen wie mit der Ringparabel in Lessings „Nathan der Weise“: Erst die Zukunft wird zeigen, ob das Erwachsenwerden glückt. Angesichts von Notquartieren oder Unterkünften für minderjährige Flüchtlinge allerdings eine fatalistische Betrachtungsweise.

Wie leben und wohnen Kinder und Jugendliche in dieser Stadt? Können und dürfen sie selbst darüber entscheiden, wie ihr unmittelbares Lebensumfeld aussieht, und wo stoßen sie an Grenzen dieser Selbstbestimmung? Sechs Beispiele – zufällig und nicht repräsentativ ausgewählt – zeigen einerseits, dass es meist gut ist, dass es gibt, was es gibt. Sie zeigen andererseits, dass aus verschiedenen Gründen erzwungene Wohnsituationen den Lebensweg junger Menschen nachhaltig prägen; so oder so. Die Chancen sind ungleich



Rückzug, Entspannung, Unterhaltung – so wohnen auch junge Menschen gern

Foto: privat

verteilt; der soziale Status bestimmt die Wohnverhältnisse und umgekehrt.

Unbekümmert glücklich

„Klar hätte ich gern eine eigene Wohnung. Wenn ich aber überlege, ist es schon ziemlich schön, dass ich noch zu Hause wohne, mein eigenes Zimmer habe und mit meiner Mutter und meinem Vater zusammenleben.“ Marie (20) lebt in einer Doppelhaushälfte im Münchner Süden, hat ein großes, modern eingerichtetes Zimmer und gehört damit möglicherweise zu einer Minderheit: traditionelle Familienstruktur, gesicherter gesellschaftlicher Status, geordnetes soziales Umfeld. „Später würde ich gern in New York oder London leben – aber Schwabing ist auch OK.“ Nichts daran ist schlecht und Marie darf sich als privilegiert fühlen in einer Zeit, in der soziale Verwerfungen auch vor einer reichen Stadt wie München nicht haltmachen.

Damit durchaus vergleichbar ist das Leben von Dario oder Marcus. Beide sind 13 Jahre

alt und sind, wie sie selbst sagen, in der luxuriösen Situation, gleich zwei eigene Zimmer zu haben. Die Eltern von Dario und die von Marcus leben getrennt. Dario: „Ein eigenes Zimmer bei meiner Mutter und eines bei meinem Vater ist super – ist halt nur ein bisschen stressig, wenn ich jede Woche mit meinen Sachen hin und her muss.“ Für sie ist die Situation normal – auch weil sie in ihrem Umfeld viele ähnliche Beispiele finden. „Ich fühle mich wohl – mir fehlt eigentlich nichts“, sagt auch Marcus. „Ich treffe mich mit meinen Freunden und kann mein Zimmer gestalten, wie ich mag.“ Patchwork darf also als attraktive Wohn- und Lebensform für Kinder und Jugendliche verstanden werden – vorausgesetzt, mögliche Konflikte zwischen den Eltern gehen nicht zulasten der Heranwachsenden.

„Das wünscht man niemandem“

Szenenwechsel. Tobias (15) lebt mit seiner Mutter und zwei Geschwistern in einer städtischen Notunterkunft. Wie es dazu kam, ist nicht von Bedeutung. Entscheidend ist die Frage, was 12 Monate auf 15 Quadratmetern Wohnfläche, zwischen Großküche und Gemeinschaftsbad, im Leben eines Teenagers auslösen. „Für mich ist es peinlich, dass ich hier wohnen muss. Ich kann keine Freunde aus der Schule nach Hause einladen, weil niemand wissen soll, dass ich hier lebe.“ Tobias' Familie hat Glück und kann sich zwei Zimmer teilen. Seine beiden jüngere Geschwister leben mit der Mutter in einem Raum – den ändern darf Tobias allein nutzen, weil er sich im Moment auf seine Prüfung vorbereitet. „Es gibt oft Streit und ständig ist Lärm. Ich muss auf den passenden Moment warten, in dem ich mal konzentriert lernen kann.“ Größter Wunsch? Sich mal eine Stunde lang ungestört in eine saubere Badewanne legen. Und bald einen Bausparvertrag abschließen. Auch das ist jugendliches Leben/Wohnen in München.

Nach Hungerstreiks und Demonstrationen wegen unzumutbarer Lebens- und Wohnbedingungen von Flüchtlingen in Bayern liest man derzeit wieder mehr über verfallene Unterkünfte, die „... die Bereitschaft zur Rückkehr in das Heimatland fördern ...“, wie es in der Bayerischen Asyl-Durchführungsverordnung heißt. Vivian (27) stammt aus Nigeria und ist nach der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt. Sie lebt in einer Gemeinschaftsunterkunft – ist mittlerweile schwer krank. Sie dürfte zwar eine eigene Wohnung suchen, ist aber weder gesundheitlich noch finanziell in der Lage dazu. Die Behörden drängen trotzdem darauf, dass sie baldmöglichst ihren Platz räumt.

„Mir fehlt jede Privatsphäre, weil sechs Frauen in einer kleinen Wohnung zusammenleben müssen.“ Konflikte sind vorprogrammiert und entladen sich nicht selten an den Schwächsten. Bei Kindern kommt es zur Reizüberflutung; sie leiden unter Schlafstörungen – mit direkten Auswirkungen auf Konzentrationsfähigkeit und Wohlbefinden.



Ganz normal anders leben – für Nico (ganz rechts) völlig selbstverständlich

Fotos: Marko Junghänel

Dabei ist Vivian in einer komfortablen Situation. Sie besitzt den sogenannten „Blauen Pass“, hat damit einen relativ gesicherten Aufenthaltsstatus und darf sich eine Arbeit suchen. „Ich will mein eigenes Geld verdienen, bin aber zu schwach. Und die Situation in der Unterkunft zehrt jeden Tag an meiner Kraft.“

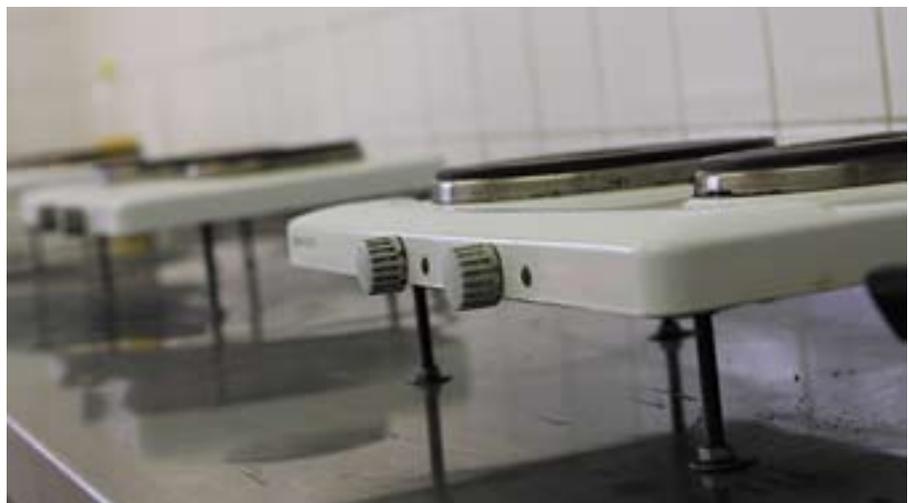
Lagerfeuerromantik mitten in der Stadt

Adresse „Stadtpark Olga“. Hinter dem Giesinger Bahnhof findet man Menschen, die eine Wohnform für sich gewählt haben, die den meisten Menschen suspekt sein dürfte. Sie nennen sich selbst Wagenleute, fahrendes Volk und leben in einer Kolonie aus bunt bemalten Bauwagen. Nico (11) gehört auch dazu und wohnt einen Tag pro Woche in der Gemeinschaft. „Ich lese, schaue fern – wie andere Kinder auch. Manchmal kommen Leute aus der Schule her. Einen eigenen Raum habe ich nicht – alle nutzen alles gemeinsam.“ Nico findet eigentlich nichts Besonderes daran, so zu leben. Sein Vater hatte sich vor vielen Jahren für dieses Leben entschieden – seinem Sohn aber freigestellt, dabei zu sein oder nicht. Nico: „Wohnung und Wagen habe

beide Vorteile – im Winter ist zum Beispiel der Wagen viel wärmer und gemütlicher.“ So ungewöhnlich den Nachbarn das Leben als fahrendes Volk erscheint, so selbstverständlich gehen die Freunde von Nico damit um. Nach dem ersten Kennenlernen merkt man schnell, dass es egal ist, ob die eigene Wohnung vier Räder oder vier Betonwände hat.

Welche Lebens- und Wohnform ist nun die richtige? Patchwork kann besser funktionieren als eine klassische Familie mit Reihenhäuschen und Vorgarten – und umgekehrt. Freiräume wie im „Stadtpark Olga“ zu besetzen, ist wahrscheinlich für ein Kind gewinnbringender als ein überbehütetes Luxusleben mit Nanny und einem Berg Spielzeug. Aber es gibt Grenzen. Die sind dann überschritten, wenn Heranwachsende nicht selbst bestimmen können, wie sie leben wollen, wenn Gesetzgebung und Bürokratie sie zu Lebensformen zwingen, die weder Kindern und Jugendlichen noch Erwachsenen gerecht werden – wenn Entfaltungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten eingeschränkt sind und sie ertragen müssen und nicht gestalten dürfen. Bis zur Konsequenz, ihren Wohnplatz zwangsweise räumen zu müssen.

Marko Junghänel



„Ein Leben in der Notunterkunft wünscht man nicht einmal seinem schlimmsten Feind“

Großstädte wachsen im Wesentlichen durch Migration

Wohnen und Migranten

In nahezu allen großen Städten haben sich Stadtteile mit einem hohen Migrantenanteil gebildet, in denen sich soziale Benachteiligung und ethnisch-kulturelle Unterschiede überlagern. Für die Lebensqualität und die soziale Integration von Migrant/inn/en hat Wohnen eine entscheidende Bedeutung.

Wie stellt sich die Wohnsituation von Migrant/inn/en dar und welche Anforderungen stellen sie an das Wohnen? Dazu muss zunächst geklärt werden, von welchen Migrant/inn/en die Rede ist. Grundsätzlich kann davon ausgegangen werden, dass sowohl Wohnsituation als auch Wohnwünsche von Migrant/inn/en von ihrer Milieuzugehörigkeit abhängen. Die Sinus-Studie hat dazu acht migrationsspezifische Milieutypen herausgearbeitet: *religiös-verwurzelt, traditionelle Gastarbeiter, statusorientiert, entwurzelt, adaptiv, intellektuell/kosmopolitisch, multikultureller Performer und hedonistisch-subkulturell*.¹ Die Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, dass Menschen des gleichen Milieus mit unterschiedlichem Migrationshintergrund mehr miteinander verbindet als mit dem Rest ihrer Landsleute aus anderen Milieus. Diese Aussage betrifft nicht nur Werte, Einstellungen und Konsumverhalten, sondern auch die Wohnwünsche.

Der vhw-Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung kam bei einer repräsentativen Untersuchung zu Wohn- und Quartiersvorstellungen der Migranten-Milieus 2008 zu folgenden Ergebnissen: Bei religiös verwurzelt und entwurzelten Milieus ist die eigene Herkunftskultur im Wohnumfeld stark vertreten. Traditionelle Gastarbeiter und Hedonisten haben keinen überdurchschnittlichen Wunsch nach eigener Herkunftskultur im Wohnumfeld. In anderen Milieus wie dem adaptiven, dem intellektuell-kosmopolitischen Milieu und den multikulturellen Performern ist die Präsenz der eigenen Herkunftskultur nahezu kein Thema. Die unterschiedlichen Ansprüche an das Wohnumfeld zeigen sich beim Vergleich der Gruppen statusorientiert und intellektuell-kosmopolitisch: Die Statusorientierten legen Wert darauf, in gemischten deutschen Wohnquartieren zu leben, um ihre gelungene Integration zu dokumentieren. Die Intellektuellen bevorzugen multikulturelle Stadtteile mit überdurchschnittlichem Migrantenanteil, um ihre doppelte kulturelle Identität zu zeigen.²

Wohnsituation und Wohnwünsche

Bei der ersten Gastarbeitergeneration ging man von einem vorübergehenden Aufenthalt aus. Sie fragten einfachen und preisgünstigen Wohnraum in der Nähe des Arbeitsplatzes nach. Diese Nachfrage und benachteiligende



Verräterische Fassade – die Satellitenschüssel deutet oft auf Wohnviertel von Migrant/inn/en hin

Foto: Jerzy, pixelio.de

Angebotsstrukturen des Wohnungsmarktes führten zu Segregationsprozessen. Erst mit Beginn des Familiennachzugs änderten sich die Ansprüche an die Wohnqualität. Obwohl sich die Wohnsituation seither verbessert hat, sind weiter Versorgungsdefizite und sozialräumliche Segregation festzustellen: Jeder sechste Haushalt ist beispielsweise nach wie vor ohne Zentralheizung. Insgesamt sind 37 Prozent der Migrantenhaushalte von Wohnraum-Unterversorgung betroffen.³ Vor allem Frauen, Kinder und Jugendliche leiden unter den beengten Wohnverhältnissen.

Generell ist festzustellen, dass sich Wohnbedürfnisse und -wünsche von Migrant/inn/en denen der Einheimischen angleichen. Spezifische Wünsche ergeben sich dann, wenn religiös/kultureller Hintergrund oder besondere familiäre/soziale Bedingungen die Lebenssituation stark prägen: Familien mit mehreren Generationen und vielen Kindern fragen häufiger günstige und große Wohnungen nach. Ältere Migranten sind an enger Bindung an jüngere Generationen interessiert. Eine zentrale Küche oder ein großes Wohnzimmer sind für solche Familien generell attraktiv. Die den muslimischen Glaubensregeln folgenden Familien haben hinsichtlich der Geschlechtertrennung gewisse Ansprüche an die Wohnung. Aufgrund

der beengten Wohnverhältnisse und der ökonomischen Lage sind viele Migrantenfamilien in hohem Maße auf das Vorhandensein öffentlich nutzbarer Gemeinschaftsräume angewiesen.

Konsequenzen für die Wohnungspolitik

Bei Neubau, Sanierung oder Entwicklung von Wohnungsbeständen sollten Migrant/inn/en als Zielgruppe berücksichtigt werden. Auf Quartiersebene sollten sie deshalb unmittelbar in die Planungs- und Abstimmungsprozesse einbezogen werden. Hier sind neue Formen der Partizipation gefragt. Mit fortschreitender Integration entsteht ein neuer Bedarf nach anderen Wohnungssegmenten. Anbieter auf dem Wohnungsmarkt müssen in der Lage sein, Migrant/inn/en als Nachfragegruppe zu identifizieren und zu erreichen. Darüber hinaus sollten interkulturelle Wohnprojekte entwickelt werden, die das gleichberechtigte Zusammenleben verschiedener Ethnien zum Ziel haben.

Cumali Naz
Beauftragter für interkulturelle Arbeit im KJR



Nick (6):

Wenn oben auf dem Dach ein Schwimmbad wäre – das wäre toll!

- 1) siehe www.sinus-institut.de, Zentrale Ergebnisse der Sinus-Studie über Migranten-Milieus, 2008
- 2) siehe Roswitha Loibl, Die Wohnungswirtschaft 01/2008, S 38
- 3) siehe Dr. Ulrich Berding, vhw FW / Dezember 2008, S. 310

Jugendwohnen im Salesianum

Selbständig mit Sicherungsleine

1970 wurde in Haidhausen ein Jugendwohnheim des Ordens der Salesianer gegründet. Seitdem finden hier junge Auszubildende aus ganz Deutschland und dem benachbarten Ausland eine Bleibe während ihrer Lehrzeit. „Jugendwohnen“ ist jedoch mehr: Die Angestellten der weitläufigen Wohnanlage bieten auch Unterstützung in allen Lebensbereichen und zahlreiche Freizeitmöglichkeiten.

Wer sich dem Eingangsbereich des Salesianums nähert, ist nicht gerade überwältigt. Ein niedriger pavillonartiger Komplex nimmt den Besucher auf, ein freundlicher Pförtner weist den Weg und schon findet man sich mitten in einem unspektakulären Gebäudekasten mit vielen jungen Leuten. Nach einer Besichtigungstour wird allerdings klar, dass das Jugendwohnheim tatsächlich sehr groß ist und seinen Bewohner/innen/n nicht nur



Neben einem Dach über dem Kopf, Bett und Tisch bietet das Salesianum auch jede Menge Freizeitangebote

Zimmer, Küche und Dusche, sondern auch Sportplätze, Turnhalle, Schwimmbad, Grillplatz und große Rasenflächen bietet.

Hier findet man Unterkunft und Zuspruch

Die Idee zu solchen Jugendwohnheimen kam Ordensgründer Johannes Bosco, der im 19. Jahrhundert in seiner Heimatstadt Turin der Not landflüchtiger junger Leute durch die Einrichtung von Jugendwerkstätten und -unterkünften begegnen wollte. Heute betreiben die Glaubensbrüder von Don Bosco – die Salesianer – Jugendsozialarbeit in mehr als 130 Ländern. Der Grundgedanke der Wohnheime ist, Jugendlichen während ihrer Schul- und Ausbildungszeit eine „Heimat auf Zeit“ anzubieten. Auszubildende finden im Salesianum nicht nur Tisch und Bett, sondern auch Zuwendung, Aufnahme in eine familienartige Wohnstruktur, Freizeitangebote und Unterstützung im Krisenfall. Darüber hinaus sollen individuelle Fördermaßnahmen



Ein erster Schritt in die große Freiheit – die eigenen vier Wände weit weg von zu Hause

Fotos: Michael Graber

einen optimalen Übergang ins Berufsleben ermöglichen.

Aufnahme im Salesianum findet, wer mindestens 16 Jahre alt ist und eine Ausbildungsstelle, ein Praktikum und/oder den Besuch einer Berufsschule in München nachweisen kann und hierfür von einem auswärtigen Wohnort zuziehen muss. Außerdem werden junge Leute aus München berücksichtigt, die aufgrund sozialer oder individueller Benachteiligungen auf Hilfe angewiesen sind. Zusätzlich gibt es 22 Plätze für unbegleitete jugendliche Flüchtlinge.

Wohnmöglichkeiten über Konfessionen hinweg

Derzeit stehen im Salesianum 125 Wohnplätze für Auszubildende zur Verfügung, die dort für die gesamte Dauer ihrer Lehre untergebracht werden können. Zusätzlich gibt es 250 Plätze für Berufsschüler/innen, die während ihres Blockunterrichtes im Wohnheim leben. Untergebracht sind die Jugendlichen in Ein- bis Drei-Bett-Zimmern. Um ein möglichst familiäres Wohnklima zu gewährleisten, sind die Wohnbereiche in Wohngruppen mit maximal 12 Jugendlichen unterteilt. Dort gibt es eine Gemeinschaftsküche und einen Aufenthaltsraum.



Laura (13):

Ich wohne in einem Wohnhaus und habe ein eigenes Zimmer, in dem ich meinen Kleiderschrank besonders mag. Meine Traumwohnung ist ein Penthouse in Hamburg mit Pool auf dem Dach. Aber nicht zu nah am Hafen – wegen des Lärms. Ein begehrter Kleiderschrank ist natürlich ganz wichtig.

Die einzelnen Wohngruppen werden von Sozialpädagogen/innen betreut. Neben den Wohnbereichen gibt es zahlreiche Sport- und Freizeitangebote; sogar ein Club mit Bühne ist vorhanden.

Auch wenn der Orden der Salesianer ein katholischer Träger ist, gibt es bezüglich der Religionszugehörigkeit der Bewohner/innen keine Ausschlusskriterien. Im Salesianum leben Christen, Atheisten, Muslime und Hindus gemeinsam unter einem Dach. Es steht Jungen und Mädchen offen.

Im Salesianum arbeiten aktuell 28 Pädagogen/innen und 84 Verwaltungsangestellte. Sie betreuen die Jugendlichen nicht nur im Wohnheim, sondern pflegen auch Kontakte zu Ausbildungsbetrieben und sind Ansprechpartner für die Eltern.

Wunschlos glücklich?

Fragt man Stefan Bauer, Leiter des Jugendwohnbereichs und stellvertretender Gesamtleiter, ob er angesichts der Größe des Salesianums und der Vielfalt der Angebote noch Wünsche für sein Haus hat, ist man von der Antwort überrascht: mehr Anerkennung von staatlicher Seite für die in den Jugendwohnheimen geleistete Arbeit. Es werde derzeit diskutiert, den pädagogischen Bedarf aus der Berufsausbildungsbeihilfe zu streichen. Dies würde bedeuten, dass der ganzheitliche Ansatz des „Jugendwohnens“ vor dem Aus stünde.

Stefan Bauer und dem Salesianum ist zu wünschen, dass die politischen Entscheidungsträger sich besinnen und dem erfolgreich gewachsenen Konzept des Jugendwohnens weiterhin Förderung und Anerkennung gewähren.

Michael Graber,
Jugendinformationszentrum, KJR

Hier bestimmt das Angebot die Nachfrage

Feiert in unserer grünen Oase!

Auf dem Abenteuer-Spiel-Platz Neuhausen (ASP) an der Hanebergstraße finden seit 1989 Feste und nicht kommerzielle Veranstaltungen für Kinder statt. Dazu zählen vor allem Kindergeburtstage und Schulklassenfeste; es gibt aber auch kirchliche Großveranstaltungen mit Zeltlager, Gottesdienste und Ferianausflüge.

Der bürokratische Aufwand für die Genehmigung einer Veranstaltung war noch vor Jahren enorm hoch – eine kurzfristige Nutzung des ASP damit praktisch unmöglich. Nachdem das Verfahren verschlankt wurde, nehmen die Buchungen kontinuierlich zu und liegen mittlerweile bei über 250 Veranstaltungen im Jahr.

Weniger Bürokratie – mehr Besucher/innen

Eine Frage blieb jedoch: Warum sollen Menschen ausgerechnet auf dem ASP ein Fest feiern? Ein wichtiger Grund ist die Möglichkeit, draußen in der Natur feiern zu können. Die Kinder können sich austoben. Regelmäßig erleben wir entspannte Eltern und glückliche Kinder – wohl eine der Hauptursachen für die ständig steigende Nachfrage.

Auf eine Zahl sind die Kolleginnen und Kollegen des ASP besonders stolz: Über 98 Prozent der Nutzungen verlaufen problemlos. Vor einer verbindlichen Mietvereinbarung findet für neue Nutzer/innen eine Gruppenführung über das weitläufige Gelände statt. Dabei werden Möglichkeiten und Grenzen des ASP erläutert. Der Vertrag umfasst dann u. a. Hinweise auf die Platzordnungen, ein Materialverzeichnis, den Schlüsselwegweiser, das Protokoll der Spielplatzführung und eine Checkliste. Soll der ASP außerhalb



Fast so schön wie ein Kurzurlaub, (fast) grenzenloses Austoben im ASP

Foto: ASP Neuhausen

der regulären Öffnungszeiten genutzt werden, erhalten die Veranstalter/innen einen Spielplatz-Schlüsselbund, ein Hinweisschild „Geschlossene Veranstaltung“ für das Tor sowie eine Übersicht der wichtigsten Rahmenbedingungen. Vor Ort ist zudem immer ein/e kompetente/r Ansprechpartner/in anwesend.

Keine Risiken – nur Wirkungen

Die zahlreichen Veranstaltungen zeigen Wirkung. Besonders positiv ist, dass ständig neue Kinder und Eltern den ASP nutzen und schließlich zu Dauerkund/inn/en werden. Mit der Zufriedenheit steigen auch die Nutzungszeiten. In der Folge kann der ASP mithilfe der erhobenen Mietgebühren

sein Budget um bis zu 12.000 Euro jährlich aufstocken.

Gleichzeitig verschleßen die Einrichtungsgegenstände schneller, weil sie öfter in Gebrauch sind. Zudem kommt es hin und wieder zu Beschwerden von Nachbarn, weil einzelne Nutzer/innen die vertraglichen Bestimmungen nicht einhalten.

Die Nachfrage steigt weiter. Um möglichst vielen Interessenten die Chance der Nutzung zu geben, wurde ein transparentes Bewerbungsverfahren eingeführt und die Zeitfenster für Veranstaltungen an Schließungstage geteilt. Mehr Infos unter www.asp-neuhausen.de.

Susanne Kußmaul
ASP Neuhausen, KJR

Pfiffige Ideen in der Jugendfreizeitstätte

Das Leben der Anderen

Mit der Verwirklichung des Neubaus der Jugendfreizeitstätte **pfiffTEEN** in Hadern entstanden gleichzeitig viele neue Ideen: Einige befassten sich mit der Gestaltung, andere mit den pädagogischen Inhalten – viele mit beidem.



Luka (8):

Ich habe ein Zimmer für mich allein und bin ganz zufrieden.

Als schließlich die neuen Räume eingerichtet und ihrer Bestimmung übergeben waren, sollte es in der Folgezeit vor allem um Feinheiten – beispielsweise um die Gestaltung des langen Gangs im Eingangsbereich des Haus – gehen. Ansprechend und anregend sollten sie sein, die 20 Meter bis zum Saal, der sich zum Garten hin öffnet. Platz beispielsweise

für eine Fotogalerie (Porträts von Besucherinnen und Besuchern, Aktionen) und Ankündigungen von Programminhalten. Aber es fehlte noch immer das i-Tüpfelchen, die andere Idee, das wirklich Neue.

Die Lösung kam von einer Seite, an die vorher nicht gedacht worden war. Im Saal sollten Zeitungen, Zeitschriften und Bücher

ausgelegt werden. Die Sorge bestand nur darin, dass die Besucher/innen dieses Angebot zum Lesen nicht wirklich annehmen würden. Wie könnte es gelingen, Lesen als Anregung und nicht als Überforderung zu vermitteln?

Mit einer Fotoreportage in einer Zeitung war die Idee geboren, eine Themenwand, die zur Auseinandersetzung anregt, einzurichten. Ein interessantes Projekt nahm seinen Anfang: „Wie lebt die Welt“. Unter dieser Überschrift wurde die Fotoreportage öffentlich ausgestellt. Bilder von Jugendlichen aus unterschiedlichen Ländern – wie sie leben, wie ihre Kinderzimmer aussehen und was sie als ihre Geschichte zu berichten haben.

Um noch mehr Aufmerksamkeit zu erzielen, wurden eigentlich zusammengehörende Texte und Bilder getrennt. In welchem Zimmer wohnt denn nun wer? Um dieses Rätsel zu lösen, mussten die kleinen Geschichten gelesen werden.

Was mich das angeht

Erstaunlich, wie viel Aufmerksamkeit die Fotowand bei den Jugendlichen hervorrief. Sie standen häufig in Grüppchen davor und überlegten, diskutierten und suchten Bestätigung für ihre Zuordnung. Ein spannender Prozess kam dabei in Gang: „Wie lebe ich selbst?“, „Was hat der denn in seinem Zimmer stehen?“, „Ich bin nicht so ordentlich wie der.“ und „Was macht die denn mit ihren ganzen Krönchen – ist das kitschig.“ Aber auch: „Lest mal, der ist drogensüchtig, der hat ja gar keine Wohnung, das Sofa steht ja auf der Straße.“

Eigentlich sollten die Fotos im vierteljährlichen Rhythmus ausgetauscht werden,



Außen hui – innen hui, mit immer wieder neuen Ideen für die Gäste

Foto: pffffTEEN

kulturelle Zugehörigkeit, Aussehen, Stil, Kleidung und vieles mehr. Oft führten die Gespräche weiter: Zufall, Ungerechtigkeit, Chancen, Lebensentwürfe.

So wurde das Abhängen der Ausstellung Woche um Woche verschoben und stattdessen irgendwann um eine weitere Reportage ergänzt: „Was isst die Welt“. Auch diese Darstellung ist ähnlich aufgebaut und zeigt den Wochenbedarf an Lebensmitteln der jeweils abgebildeten Person. Sie bietet mindestens ebenso viel Diskussionsstoff wie die ersten Bilder.

Ibo Heimann
Jugendtreff, pffffTEEN, KJR



My (6):

Ich wohne in München in einem Zimmer mit meiner Mama. Am liebsten hätte ich einen Garten.

aber diese Reportage blieb lange, denn sie büßte in den Tagen und Wochen nichts von ihrer Wirkung ein. Immer wieder konnten angeregte Gespräche beobachtet werden, die viele wichtige Dinge behandelten: Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben, Schicksal, in welche Familie man selbst und andere geboren wurden, arm oder reich, die

Party geplant? Wohnung zu klein?

Toleranz und Rücksichtnahme

Im Bewohnerzentrum Neuperlach (BWZ) gibt es die Möglichkeit, die Räumlichkeiten inklusive Bälle-Pool, Kicker und Küchenzeile sowie den großen Garten kostengünstig für private Festlichkeiten zu mieten. Bei jeder Vermietung steht den Mietern Inventar, wie 20-teiliges Geschirr, Tische und Stühle zur freien Verfügung.

Seit mehr als 30 Jahren finden an fast jedem Wochenende im BWZ Geburtstags-, Jubiläums- oder Verlobungsfeiern und andere Treffen statt. Genutzt wird dieses Angebot sowohl von Einzelpersonen als auch von Familien aller sozialen Schichten und Nationalitäten. Vor allem nutzen Familien mit Migrationshintergrund gern diese Räumlichkeiten. Das Bewohnerzentrum Neuperlach bietet genügend Platz für Feiern aller Art. Auch wochentags vermietet das Haus Räumlichkeiten zur privaten Nutzung, beispielsweise für Kindergeburtstage. Dabei ist das Bälle-Bad eine besondere Attraktion. Der große Garten mit Trampolin bietet Kindern Platz zum Austoben.

Neben den Räumlichkeiten können Tische, Geschirr, eine Button-Maschine oder Ski angemietet werden. Die großzügig angelegten Grünflächen und kleinen Hügel bilden eine Oase der Ruhe inmitten der Hektik des Alltags und verwandeln sich im Winter zur Rutsch- und Schlittenbahn.

Ein paar Regeln müssen sein

Gäste und regelmäßige Gruppentreffs, wie der Kindergarten Rappelkiste und die



Immer was los im BWZ, ganz nebenbei lernt man etwas über sich selbst und seine Nachbarn

Foto: BWZ Neuperlach

Spielstube sind seit vielen Jahren im Haus etabliert. Hinzu kommen eine türkische Frauengruppe, eine polnische Tanzformation und andere Initiativen, die das Haus beleben und bunt machen. Das Bewohnerzentrum Neuperlach versteht sich als offener Treff für Kinder im Alter von 6 bis 13 Jahren. Als Einrichtung des Kreisjugendring München-Stadt bietet er täglich zwischen 12 und 17.30 Uhr vielfältige Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung.

Aber auch im BWZ gibt es Grenzen: So ist die Kapazität der Räume auf 30 bis 40 Gäste beschränkt. Zudem stehen die Räumlichkeiten bis maximal 24 Uhr zur Verfügung

– danach herrscht mit Rücksicht auf die Nachbarschaft Ruhe.

Für jede Vermietung wird ein schriftlicher Vertrag abgeschlossen und die Benutzer/innen werden ausführlich über relevante Regelungen informiert; inklusive einer Einweisung in die Bedienung der Alarmanlage.

Wir wollen auch weiterhin ein offener und bunter Treffpunkt für die Bewohner/innen des Stadtteils sein. Das setzt Toleranz und gegenseitige Rücksichtnahme voraus; bislang glücklicherweise kein Problem im BWZ.

Sabine Langner,
BWZ Neuperlach, KJR